

Nr. 164. Bromberg, den 4. August 1928.



(14. Fortsetzung. ——— (Nachdruck verboten.)

Voigt suchte den Schulzen. Er fand ihn vor dem Tor in Gesellschaft des Gendarmen und Hannjörg Hinzelmann. Das sah wie Befragung aus, da störte man besser nicht. Im Vorbeigehen hörte er aber Hinzelmann sprechen: „Er hat ja genug Feinde. Ebensogut könnte man sagen, daß Sie es oder Herr Wachtmeister gewesen seien." Und Voigt drehte sich kurz um.

„Den," sagte er und zeigte auf Hinzelmann, „können Sie totschlagen — von dem erfahren Sie nichts. Das ist schon eine sehr dicke Freundschaft zwischen ihm und dem anderen. Vielleicht aber führt das auf die Spur", damit übergab er dem Schulzen ein Feuerzeug und eine Brieftasche — „Das fand ich am Tatort."

Hinzelmann wurde kreidebleich. „Sohrs Brieftasche," stieß er gurgelnd heraus und Voigt setzte hämisch hinzu: Nichtwahr, das ist sonderbar! — Übrigens sein Feuerzeug ist's auch."

Der Schulze hielt es Hinzelmann hin: „Kennen Sie es?"

„Es gehört ihm. Das große S ist auch auf seinen Zigarettenetuis eingraviert."

Da erlaubte sich der Gendarm zu erinnern: „Es dürfte wohl unerläßlich sein, Herr Schulz, daß wir ein Protokoll aufsetzen," und der Schulz nickte.

„Kommen Sie mit," befahl er den beiden und die vier Männer gingen die Dorfstraße entlang, dem Gemeindeamt zu. Sogar Hannjörg Hinzelmann mit seinen alten lahmen Beinen hielt Schritt.

In der Amtsstube knipste Schultheiß Kröber das elektrische Licht an — es war doch schon dunkel geworden — dann setzte er sich auf den kurulischen Sessel, während der Gendarm ihm gegenüber schreibbereit Platz nahm.

Zunächst wurde Hinzelmann vernommen.

„Wo haben Sie sich nachmittags aufgehalten?"

„Im „Weißen Roß!"

„Von wann bis wann?"

„Von zwei bis — bis —." Er wußte die Zeit nicht und suchte nach einer Umschreibung.

„Aha," machte der Schultheiß, aber Hinzelmann wurde bös: „Gar nichts — aha," rief er und fuchtelte dem Gemeindevorsteher mit der Rechten vor dem Gesicht herum, „verstehen Sie, gar nichts aha! Wir sagen die Wahrheit."

„Wer — wir?"

„Ich!"

„Dann 'raus mit der Wahrheit."

Und endlich hatte Hinzelmann die Zeitbestimmung gefunden: „Ich bin weggegangen mit den anderen, als jemand — Feuer — rief."

„Wer war das, der rief?"

„Bestimmt kann ich das nicht sagen, aber ich glaube, es war Voigt."

„Ist das richtig," frug Kröber den früheren Hofmeister und Voigt bejahte.

Der Schultheiß räusperte sich. Es war ihm unangenehm, daß er voreilig gewesen war, deshalb fuhr er auch freundlicher zu fragen fort: „Nun, sagen Sie, Hinzelmann, wo war Sohr am Nachmittage?"

„Zu Hause."

„Immer?"

„Das weiß ich nicht. Er schrieb, als ich fort ging, wollte aber gegen Abend noch mal an die Luft."

„Warum ist es nicht mit Ihnen nach dem Gasthof gegangen?"

„Er hätte dort nichts zu suchen, meinte er. Er sei weder Landarbeiter noch Bauer. Er habe keine Veranlassung, ein Dankfest zu feiern. Für das, was er in Finkenschlag geerntet habe, erübrige sich jeder Dank."

„Sooo?" sagte der Schulz und nickte dem Wachtmeister zu. „Unterstreichen Sie das mal, Herr Gendarm. Es paßt zu dem, was wir vorhin von ihm gehört haben," dann wendete er sich wieder an Hannjörg: „Sie gehen doch sonst nie aus. Warum gerade heute?"

„Sohr wollte es?"

Wieder tauschte der Schulz mit dem Gendarm einen verstehenden Blick und über Voigts Gesicht ging ein zufriedenes Lächeln.

„Was sagte denn Sohr zu Ihnen, als Sie nicht wollten."

„Die Leute würden glauben, er halte mich zurück. Es wär genug, daß man ihm nicht grün sei, man brauche nicht auch noch auf mich zu schimpfen. Ich sei nun 'mal Kadenscher Arbeiter und gehöre zum Erntedankfest dahin, wo die anderen auch wären."

„Und das Feuerzeug und die Brieftasche erkennen Sie als sein Eigentum?"

„Ja!"

„So, das wäre wohl alles, was wir zu fragen hätten — oder haben Sie noch etwas, Herr Gendarm?"

„Es wäre vielleicht wichtig, zu wissen, wann Hinzelmann Brieftasche und Feuerzeug zum letzten Male bei Sohr gesehen hat."

„Richtig — sehr gut! — Also Hinzelmann, wann war das?"

„Noch als ich fortging, lag beides auf dem Tische."

Wieder zum Gendarm gewendet, frug der Schulz: „Noch eine Frage?"

„Nein, Herr Schulz."

„Dann können Sie gehen, Hinzelmann."

Wie ein Wiesel huschte Hannjörg zur Tür hinaus.

„Und nun müssen wir einige Fragen an Sie richten, Herr Voigt," leitete Kröber das zweite Verhör ein.

„Bitte, Herr Schultheiß."

„Aus Hinzelmanns Äußerung geht hervor, daß Sie den Brand zuerst gemeldet haben."

„Ja."

„Und wie kam das?"

„Wir hatten Vormittag einen Frühschoppen genehmigt und der war etwas lang geworden — so bis Eins. In der Schenke gab es zur Feier des Tages Würzburger. — Kann ich übrigens sehr empfehlen, meine Herren. — Und wie das nun so geht, ich fühlte mich 'n bißchen benommen. Dagegen ist Schlaf das beste Mittel. So hab' ich mich denn nach Tisch auch langgelegt und mindestens so 'n Stücker zehn Gläschen vergrunzt. — Wie ich aufwecke, war's fünfe. Auf und fort war eins. Und wie ich vom Platztor aus bei Riedel um die Ecke biege, seh' ich die Bescherung. — Da hab ich natürlich im Roß gleich abgeblasen."

„Und waren der erste, der auf der Brandstätte eintraf?"

„Leider nicht, Herr Schulz. Es waren mindestens schon zehn Personen da."

„Sahen Sie Sohr unter diesen zehn Leuten?"

„Ich könnte Ihnen nicht mal sagen, wer die Zehn waren. Ich bin natürlich sofort die Treppe hoch, um zu sehen, wie es da oben aussah, denn Flammen waren da noch nicht zu sehen, kam aber nur 'n Paar Stufen hoch. Dicker Qualm ließ mich nicht weiter."

„Und wo fanden Sie Brieftasche und Feuerzeug?"

„Unmittelbar an der Bodentreppe lag die Brieftasche und auf der fünften Stufe das Feuerzeug."

„Wie erklären Sie sich das?"

„Es gibt nur zwei Möglichkeiten: entweder ist er gestürzt und hat sein Jackett ausgezogen und beides dabei verloren. Ich nehme das letztere als das Wahrscheinliche an, denn als ich ihn später sah, war er ohne Jackett und Weste."

„Stimmt — so haben wir ihn auch gesehen."

Kröber machte eine Pause, dann wendete er sich an den Gendarm. „Und was hat nun nach Ihrer Ansicht zu geschehen, Herr Wachtmeister?"

Der besann sich nicht lange. „Sohr muß sofort vernommen werden. Eventuell ist er zu verhaften."

Kröber graulte sich hinter den Ohren. Mit beiden Händen! — „Schönes Stück Arbeit — den verhaften."

„Es muß, Herr Schulz!"

„Muß — muß! Denken Sie sich das ja nicht so leicht, mein lieber Wachtmeister. Da können getrost zwei kommen und ist das dann immer noch so 'ne Sache. Nicht wahr, Herr Voigt? — Wievielmal hat er denn zugeschlagen, bevor Sie am Boden lagen?"

„Wenn ich ehrlich sein soll — ich hatte beim ersten Schlage genug."

„Da haben Sie es, Herr Wachtmeister!"

„Er wird sich doch nicht Widerstand gegen die Staatsgewalt erlauben."

„Wenn die Staatsgewalt stark genug ist — nicht. Der blamiert sich nicht gern. Aber sonst —!"

„Jedenfalls muß er vernommen werden," beharrte der Gendarm, und Voigt, dem es in allen Gliedern vibrierte, beeilte sich, zu fragen: „Soll ich ihn herschicken?"

Da fiel dem Schulzen ein Stein vom Herzen. Er sah dem Wachtmeister die Niederlage erspart und nahm deshalb Voigts Anerbieten gern an. „Um Aufsehen zu vermeiden, wird das das Zweckmäßigste sein. Wenn Sie also so freundlich sein wollen, Herr Voigt." —

Natürlich wollte er das. Das war ihm ja ein besonderes Vergnügen. Schon Monate lang wartete er darauf. Im Laufschritt eilte er dem Brandplatze zu. Kurz vor dem Tore überholte er den humpelnden Hinzelmann. Das hätte ja noch gefehlt, daß der Alte den Freund vorbereitet hätte. Atemlos trat er unter die Menge.

Das Mittelgebäude war tatsächlich rechts und links niedergerissen. Die Flammen hatten sich nach beiden Enden durchgefressen. Vier Schlauchleitungen hielten die Seitengebäude unter Wasser. Die Wehrleute rissen und stießen mit langen Stangen die ausgebrannten Wände zu Trümmerhaufen. Die Flammen waren zur Hälfte in sich zusammengesunken, ihre Macht war gebrochen. Sie fanden keine Nahrung mehr.

Sohr saß auf einem angekohlten Balken. Am Arm hatte er eine Brandwunde davongetragen, die Dr. Steinitz eben verband.

„Sie sollen zum Gemeindevorsteher kommen," rief Voigt dem Verwundeten zu, „aber gleich."

„Wenn ich fertig bin," sagte Dr. Steinitz und umwickelte den Arm mit einer Mullbinde. Dann machte er auch noch eine Binde, die dem Arm Ruhe und Halt zu geben bestimmt war.

Voigt war im Augenblick von Fragern umringt — das war ja eine neue Sensation — und Sohr hörte wie er sagte: „Soll vernommen werden. Man hat seine Brieftasche hier gefunden."

„In Ordnung, Herr Doktor?"

„Jawohl, mein lieber Sohr — aber schonen, hören Sie, schonen!"

„Viel und herzlichen Dank."

„Gar nichts zu danken. Das ist die Revanche für Ihre wundervolle Assistenz bei der Krankheit des kleinen Kaden."

Die beiden Männer reichten sich lachend die Hände, dann wendete sich Sohr zum Gehen.

Die Gaffer bildeten eine Gasse. Voigt hatte sich breit vorangestellt und grinste Sohr herausfordernd an. Der aber ignorierte ihn vollständig. Aufrecht und festen Schrittes ging er davon.

Am Tor traf er auf Hinzelmann. Der fing zu jammern an. „Deine Brieftasche und dein Feuerzeug liegen beim Schulzen. Ach Gott, Sohr, das Unglück."

Aber Sohr nahm ihn um die Schulter. „Noch ist es keines, Hannjörg."

„Es wird aber eins, Sohr, es wird ein großes Unglück."

„Dann trifft es mich, Hannjörg — nicht dich! Und ich werd' es zu tragen wissen. — Geh' heim, Hannjörg. Ich komm bald nach. Versorg' das Fohlen einstweilen. Das arme Tier ist arg kurz gekommen heute. Und bring' den Clausimann nach Hause. — Wiedersehen, Hannjörg."

„Behüt dich Gott, Sohr." —

Im Gemeindeamt wurde Sohr sehnlichst erwartet und mit gemischten Gefühlen empfangen.

„Sie lassen lange auf sich warten," fühlte sich Kröber veranlaßt zu bemerken.

„Immerhin — ich bin da," fertigte ihn Sohr ab, dann frug er verbindlich: „Was wünschen Sie von mir?"

Kröber schwenkte ein und begann sein drittes Verhör mit der gleichen Frage wie das erste: „Wo waren Sie heute nachmittag?"

„Muß ich das beantworten?"

„Wenn Sie sich durch die Antwort belasten würden, können Sie sie verweigern."

„Danke! — Ich habe bis vier Uhr gearbeitet und bin dann spazieren gegangen."

„Wohin?"

„Nach dem kahlen Berge."

„Wann war das?"

„Kurz nach vier."

„Ist Ihnen jemand begegnet?"

„Nein."

„Wann kamen Sie zurück?"

„Nach fünf!"

„Was veranlaßte Sie dazu?"

„Als ich am dritten Planweg war, sah ich Rauchwolken aufsteigen und machte Kehrt."

„Und waren der erste, der den Hof betrat?"

„Nein, Herr! Mein Freund Voigt war bereits da."

„So! — Was taten Sie zunächst, als Sie den Hof betreten hatten?"

„Was Herr Voigt hätte tun sollen: Ich brachte das Vieh in Sicherheit."

„Allein?"

„Nein! Einige Leute halfen."

„Und dann?"

„Kam der kleine Claus heulend angesprungen, den brachte ich mit Fräulein Kerst zu Hinzelmann."

„War Fräulein Kerst auf dem Hofe?"

„Nein! Ich mußte sie rufen. Scheinbar hat sie geschlafen."

„Und als Sie nun zurückkamen, was taten Sie da?"

„Was Sie auch taten, Herr Schultheiß — nichts."

„Nach dem Boden im Mittelbau oder nach Ihrer früheren Kammer sind Sie nicht gekommen?"

„Nein!"

„An der Treppe zum Boden wurden dieses Feuerzeug und diese Brieftasche gefunden. Kennen Sie diese Dinge?"

„Ja! Sie gehören mir."

„Bestimmt? — Sie irren sich nicht?"

„Bitte — in der Brieftasche muß sich mein Ausweis befinden."

„Auch das Feuerzeug gehört bestimmt Ihnen."

„Ja!"

„Beides haben Sie wohl bei Ihrem Umzug seiner Zeit mitzunehmen vergessen?"

„Nein! — Ich habe beides aber auf meinem Tische bei Hinzelmann liegen lassen."

„Wie kommt das denn nach dem Kadenschen Gute?"

„Das festzustellen wird Ihre Aufgabe sein."

„Eine Erklärung können Sie nicht geben?"

„Nein! — Wenn Sie mich aber fragen würden, wie mein Eigentum in fremde Hände gekommen sein kann, dann könnte ich Ihnen antworten."

„Nun und?"

„Durch ganz gemeinen Diebstahl."

„Hm" — machte der Gemeindevorsteher und der Gendarm lachte — „da haben Sie wohl gar einen Verdacht?"

In Sohr begann es zu wühlen. Alles Blut jagte zum Herzen. Wie schwingender Stahl klang es zurück: „Gar? — Herr! Was soll das heißen?"

Kröber duckte zusammen. Der Kerl war imstande einem an die Kehle zu springen. Er lenkte ein: „Ich meine nur! Es ist doch immerhin sonderbar, daß Ihnen jemand ausgerechnet ein Feuerzeug und eine leere Brieftasche stiehlt?"

„Wenn Sie beides als Wertgegenstände betrachten, ist es sonderbar. Wenn Sie es aber als Mittel zum Zwecke ansehen, bekommen Sie ein anderes Bild."

„Welches denn?"

Das war Sohr denn doch zu dumm. Er machte es kurz und instruierte die Herren wie folgt: „Da Sie offensichtlich voreingenommen zu sein scheinen, Herr Schultheiß, möchte ich Sie höflichst bitten, die Angelegenheit höheren Ortes behandeln zu lassen. Ich stehe den Herrschaften in Moabit oder am Alexanderplatz — wer zuständig ist, weiß ich nicht, denn ich hatte noch nicht das Vergnügen — zur Befragung freiwillig, wohlverstanden meine Herren — freiwillig, jeder Zeit und pünktlich auf die Minute zur Verfügung. — Guten

Abend, Herr Schultheiß — guten Abend, Herr Wachtmeister."

Draußen war er und die beiden Examinanten sahen sich eine Minute sprachlos an. Dann sagte Kröber in seiner behäbig ruhigen Art: „Das war Sohr, Herr Wachtmeister. Haben Sie ihn sich richtig angesehen? Das war er wie er leibt und lebt. Gibt sich gar nicht mit Kleinigkeiten ab. Plumps, plautz, pardautz! Gleich Moabit! Anders tut der's nicht. Na schön! Also, da setzen Sie sich mal hin und schreiben Ihre Protokolle. Ich werde inzwischen nochmals nach dem Rechten sehen. Wenn ich wiederkomme, geb' ich meine Unterschrift."

Der Schultheiß ging und der Gendarm schrieb im Schweiße seines Angesichts.

(Fortsetzung folgt.)

Der Drittelfischer.

Skizze von **Hans Braun.**

Eigentlich konnte Peter Thieß noch von Glück sagen, daß sein Fischer ihn nicht laufen ließ. Wer hätte ihn sonst wohl recht nehmen sollen, wo er so oft wegen seiner schweren Malariarückfälle Tage und Wochen ausscheiden mußte. Deshalb hatte er ja schließlich die Seefahrt aufstecken müssen, denn an Bord wird jede Hand zu jeder Stunde gebraucht. Und nun hier in seinem Heimatdorf, wo die See ihm das Wiegenlied gesungen, — was sollte er da anderes beginnen als fischen? Versucht hatte er es schon bei allen als Drittelfischer. Alle aber hatten ihn wieder mit Bedauern gehen heißen.

Bei Fischer Grabbert mochte es angehen. Der saß gut in der Wehr, hatte Acker und Vieh und ein großes Haus, das im Sommer voll Fremder lag. Er hatte es im Grunde gewiß nicht nötig, — überhaupt mit seinem steifen Bein, und dann unter Bornholm und der schwedischen Küste mit seinem Flunderboot, — verdammt! — Er konnte es abwarten und brauchte nicht bei jedem Wetter los zu machen wie die andern, — ja. Wenn der sich's also gefallen ließ, daß sein Maat sich zuweilen unterwegs legen und das Boot mit halbvoller oder leerer Bünn irgendwo anlaufen oder gar zurück mußte, — dann gut. Darum hockte ihm nicht gleich die graue Sorge im Nacken. Noch lange nicht.

Peter konnte also eigentlich von Glück sagen. Nun war ihm aber das Schwein krepiert, und — das auch noch — seine Ziege hatte sich draußen auf der Wiese verheddert und am eigenen Tüderstrick erwürgt. Wie sollte er jetzt fünf hungrige Mäuler stopfen? Es half nicht: Peter ging zu Grabbert und klagte ihm seine Not. Ob der Baas nicht ein übrigens tun und ihm durch einen Monat statt des üblichen Drittels die Hälfte vom Erlös der Fänge geben wollte.

Grabbert humpelte kopfschüttelnd in der Stube herum. „Nee, Peter, das geht nich. Das is nu schon seit Menschengedenken so gewesen: ein Drittel der Fischer, ein Drittel Boot und Geschirr, ein Drittel der Maat. So was soll man nicht plötzlich umstoßen. Aber — meins wegen können wir heut abend ja noch absegeln. — Ja, das wollen wir tun, und ich nehm meinen Willy mit. Weiß der Deubel, der Jung hat keine Lust zum Wasser, er will Hotel-lier werden, Hotel-lier. Was sagst du dazu, Peter? Mit Stehkragen und Frack. — Können kann er das, Peter. Dazu langt es schon. Aber erst muß er doch auf dem Wasser Bescheid wissen, sonst wird da ja im ganzen Leben kein vernünftiger Mensch nich draus. Meinst nich auch, Peter?"

Der nickte und ging. — Das war ja schon recht mit dem Drittel und wohl auch nicht zu ändern. Nur: bei Grabbert ging die Dreiteilung glatt auf, — ein Jung und zwei Mädchen, ja, — aber bei ihm, bei Peter, da waren's fünf, da blieb ein Rest, Himmel nochmal! —

Mit leichter Südostbrise liefen sie abends noch aus. Bei Morgengrauen tuckten sie unter Möen. Willy hatte fein in der Vorpiek geschlafen. Das Netz war eingeholt und die Bünn geleert. Da begannen Peter die Zähne zu klappern und die Arme zu erschlaffen. Sein Baas sah, was los war.

„Leg dich hin, Peter. Vielleicht geht's bald vorbei. Ich halt derweil mehr unter Land."

Aber es ging nicht vorbei. Es wurde schlimmer. Gegen Mittag mußte sich Grabbert zur Umkehr entschließen. Er legte das Ruder herum. Das Großsegel folgte langsam, aber die Fock parierte nicht. Irgendwo klemmte die Leine. Das Boot begann zu halsen.

„Willy, schnell die Focklein' klar", schrie Grabbert.

Der Junge sprang nach vorn, stolperte über ein Bündel Netzwerk und schoß kopfüber ins Wasser.

„Herrgott, der Jung!" Vor Schreck ließ Grabbert das Ruder fahren und sprang auf. Er fiel über sein eigenes steifes Bein. „Mann über Bord! Peter, Peter Thieß, Mann über Bord." Er rüttelte den Kranken.

„Peter, mein Jung! Mein Einziger. Da treibt er, da. Wach auf, Mann!"

In Peters Augen glomm das Verstehen.

„Nee, Grabbert, versündige dich nicht. Nicht dein Einziger. Du hast doch drei Kinder. Vergißt du die beiden andern?"

Der Fischer schlug aufstöhnend die Hände vor das Gesicht.

Gewaltsam riß sich Peter hoch und sackte schweigend über die Bordwand. Es war, als brächte die Kühle des Wassers die Raserei des Fiebers zum Stehen. Er fühlte, wie die Glieder seinem Willen gehorchten. In langen Stößen zog er auf den Ertrinkenden zu.

„Himmel, hilf!" Der zitternde Vater hinkte ans Ruder zurück und brachte das treibende Boot vor den Wind.

„Da! Er versinkt. Mein Jung, mein Jung."

Peter tauchte. Tötend-bange Sekunden. Dann fuhr ein triefender Kopf aus dem Wasser, noch einer —.

„Allmächtiger, schnell, schnell! Halt aus, Peter, halt fest, ich komme."

Herum das Ruder, herum das Großsegel. Das Boot drückte sich näher.

Ein paar Längen noch, dann griff der Vater nach seinem Jungen und hielt ihn, bis Peter sich hinauf gearbeitet hatte und den Leblosen vollends ins Boot zog. Hastig entkleideten sie ihn. Der Maat rieb ihn und tat alles, was Kundige in solchen Fällen zu tun gewohnt sind. Angstvoll stierte der Vater hin.

„Lebt er, Peter, lebt er? Gott, tu ein Wunder!"

Peter arbeitete unermüdlich weiter. Endlich wandte er den Kopf und nickte ein paarmal. Darauf glitt er selber kraftlos weg und blieb auf der Bünn liegen.

Mit prallen Segeln lief das Boot heimwärts. Fieberdurchschüttelt lag Peter Thieß, in Decken gehüllt, und ließ sich von dem Jungen, der sich erholt hatte, betreuen.

Die fünf Kinder drängten sich weinend um die Mutter, als sie den Vater abends in das niedrige, strohgedeckte Häuschen trugen.

Sie hatten ihn gebettet, da trat Grabbert nochmals zu ihm und suchte nach seiner Hand.

„Peter, das mit dem Drittelanteil, gestern, du weißt wohl, — das kann man doch umstoßen. Denn es is nich allemal richtig. Nee, nee, Maat, — es war nich recht, weil du in Not warst und wolltest doch bloß die Hälfte. Heut war ich in Not und hatte nich mal an zwei Drittel genug, — ich wollte das Ganze behalten. Und ich hab's auch. Durch dich, Peter. Darum sollst du jetzt ebenfalls das Ganze behalten. Der Jung kann Hotel-lier werden, mit Stehkragen und Frack, — meins wegen. Er weiß ja nu auf dem Wasser Bescheid."

So kam der Drittelfischer Peter Thieß zu einem eigenen Boot.

Badeleben des 15. Jahrhunderts.

Von **Herbert Hünecke-München.**

„Ins Wildbad will er reiten, wo heiß ein Quell entspringt,
Der Sieche heilt und kräftigt, der Greise wieder jüngt."

Von doppeltem Interesse ist uns heute Uhlands „Überfall im Wildbad", denn neben dem Lob, das er dem alten Rauschebart und seinen treuen Landeskindern zollt, bringt er uns eine der wenigen Kunden von einem mittelalterlichen fürstlichen Badebesuch. Freilich war der Badebetrieb damals trotz des hohen Gastes recht einfach, die Quelle noch nicht gefaßt, der Badende allen Überfällen ausgesetzt. Erst als der alte Graf, durch sein eigenes Mißgeschick gewitzigt, das Wildbad mit Mauern schützen ließ, gewann es etwas an Bedeutung und erhielt Zuspruch aus den Kreisen von Ritterschaft und Bürgertum. Doch auch dann noch entwickelte sich im Wildbad so wenig wie anderswo im Reich ein regelrechter Badebetrieb.

Erst vierzig Jahre später treffen wir in Baden bei Zürich, dem alten Aqua Helvetiae, ein richtiges Modebad mit einem ausgesprochenen, fast internationalen Badeleben. Das Aufblühen des Ortes nach beinahe tausendjährigem Dornröschenschlaf war nicht zum mindesten dem Konzil zu verdanken, das im nahen Konstanz vier Jahre lang tagte. Tausende von Geistlichen und Juristen, hunderttausend fremde Gäste strömten dort zusammen. Die Langeweile der endlosen Debatten plagte die gelehrten Herren, und nicht wenige benutzten den ausgedehnten Aufenthalt, um sich in Baden die Zeit zu vertreiben.

So ist es auch ein Besucher des Konzils, der Florentiner Gelehrte Poggio Bracciolini, dem wir eine recht anschauliche Schilderung des Lebens im damaligen Weltbad verdanken. Vergnügen und Lebensfreude verliehen dem Ort ihr Gepräge. Gasthäuser in stattlicher Zahl sorgten für Wohl und Unterhaltung ihrer Gäste. Sie besaßen private Badehäuser, die für damalige Begriffe luxuriös eingerichtet

waren. Eine Holzwand trennte in den großen Wasserbecken die Geschlechter; da aber Herren und Damen während der meist zehnstündigen Badezeit nicht auf gegenseitige Unterhaltung verzichten wollten, so waren breite Fenster eingelassen, durch die gesprochen und einander zugetrunken werden konnte. Das Pokulieren gehörte zu jedem Bade. Da außerdem der lange Aufenthalt im Wasser am Körper zehrte, so wurde es zur Sitte, im Badebecken an einem gut gedeckten schwimmenden Tisch zu sitzen und den Gewichtsverlust gehörig wieder auszugleichen. Die Herren durften den Damen beim Mahl Gesellschaft leisten.

Rund über dem Wasserbecken waren Galerien angebracht, von denen aus jeder, der Lust hatte, dem zwanglosen Leben und Treiben zusehen durfte. So dienten diese hoch gelegenen Gänge dem gleichen Zweck wie die heutigen Kurpromenaden, und das Konzert der Kurkapelle wurde durch den gemeinsamen Sang der Badenden ersetzt.

Die moderne Atlantik-City glaubt für sich den ihr neidlos gegönnten Ruhm beanspruchen zu können, die Welt mit den Badeschönheiten-Konkurrenzen beglückt zu haben. Baden hat aber schon vor mehr als fünfhundert Jahren einen ähnlichen Brauch gekannt. Es war dort Sitte, daß die weibliche Jugend in losen Hemden badete. Die jungen Herren auf der Galerie wurden nun zu sachverständigen Preisrichtern und warfen derjenigen Najade, die sie für die schönste hielten, Geldgeschenke und Blumenkränze zu. Wie bei den heutigen Schönheitskonkurrenzen fehlte es auch damals nicht an Mißgunst und Meinungsverschiedenheiten, und die jungen Damen stritten sich nicht selten zur Heiterkeit der Zuschauer handgreiflich um den Preis. Trotzdem rühmt Bracciolini den Anstand, den die Badenden wahrten und der jede Unschicklichkeit ausschloß.

Auch der Sport wurde damals in Baden fleißig betrieben und unsere heutigen Tennisplätze hatten ihren Vorläufer in der großen Wiese an der Aar, wo die Badegäste nach dem Abendessen zusammenströmten, um dem Ballspiel zu huldigen. Die Tanzbegeisterten kamen ebenfalls täglich auf ihre Rechnung und drehten sich zum Klang der Fiedeln, Zithern und Pfeifen. Wie sehr der brave Bracciolini sich den Freuden des Badeaufenthaltes widmete, beweist er allein dadurch, daß er nach Aufführung aller Lustbarkeiten nur wenige Worte findet, um die Heilwirkung der Bäder zu rühmen.

Der Aufenthalt im Bad war verhältnismäßig billig. So berichtet ein geistlicher Herr, er habe für die vier Wochen, die er mit Diener und Magd in Baden zubrachte, nur zehn Goldgulden (dem heutigen Geldwert entsprechend etwa 600 Mark) ausgegeben und dabei ausgezeichnet gelebt. Trotz dieser geringen Kosten konnten sich nur wenige einen Badeaufenthalt gestatten, verlangte doch die langwierige Reise außerordentliche Ausgaben. Deshalb mag es auch zur Sitte geworden sein, den in das Bad Reisenden durch Geschenke, wie Pferde, Ausrüstung, Wein, Proviant, einen Zuschuß zu den Kosten der Fahrt zu spenden. So beschenkte die Stadt ihren in das ferne Bad reisenden Bürgermeister, die Gemeinde ihren gichtigen Pfarrhern, die Zunft ihren erholungsbedürftigen Obermeister. Dafür mußten die Beschenkten nach ihrer Heimkehr den Spendern Bericht über alles Gesehene abstatten. Da aber schon unsere Vorfahren ungern mit trockenen Kehlen am Tisch saßen, so wurde aus dem Reisebericht stets ein reichlicher Abendtrunk, der oft den Vorteil der Geschenke wieder ausglich.

So war damals im Gegensatz zu heute eine Badereise ein Vorrecht der Wohlhabenden, ein Modeluxus, den sich besonders die Damen gern leisteten. Den armen Ehemännern, denen die Sorge für die Kosten der Fahrt überlassen blieb, entrang sich mancher Seufzer ob der Wünsche ihrer „erholungsbedürftigen" Gattinnen. Einen hiervon hat uns Thomas Murner in seiner „Gäuchmatt" überliefert:

„Im Mai, da fahren wir gen Baden.
Lug, daß der Säckel sei geladen!
Denn das Bad ist solcher Art:
Wer mit Weibern dazu fahrt
Und bringt nicht Pfennigwert da mit,
So wirkt bei ihm das Bad doch nit;
Denn sein natürlich Wirkung tut,
Daß du verdaust selbst Geld und Gut."

Wer die Kosten einer Badereise scheute oder nicht erschwingen konnte, dem standen in seiner Heimatstadt die Badestuben zur Verfügung. Diese erfreuten sich großer Beliebtheit und boten dem Besucher Wannen- und Dampfbäder. Besonders vor den Festtagen wurden sie stark besucht. Die Bürger und Handwerker konnten sich dort nicht nur gründlich reinigen, sondern sie wurden auch zur Ader gelassen, geschoren und rasiert. Manche Stadt besaß erstaunlich viele Badestuben; so sollen in Wien dreißig, in Ulm sogar hundertsechzig Bäder bestanden haben. Mit dem Beginn des 16. Jahrhundert verloren die Badestuben und gleichzeitig auch die Badeorte sehr an Beliebtheit, denn die Furcht vor Ansteckung durch die neu auftauchende „Franzosenkrankheit" verscheuchte die Gäste. Die Besitzer mußten ihre Betriebe schließen, die Badeorte vereinsamten, und bis zur Errichtung neuzeitlicher Badeanstalten blieb die Zunft der „Bader", wie noch heute in Süddeutschland die ländlichen Haarkünstler genannt werden, die einzige Erinnerung an mittelalterliches Badeleben.

Bunte Chronik

* **Die Ameisenzüchterin.** Einen ungewöhnlichen Frauenberuf hat sich eine Pariserin namens Rose Loucheur erwählt, die lange Jahre die Kameradin und Gehilfin ihres Vaters, eines bekannten Naturforschers, war. Nach seinem Tode verblieb ihr außer einem nicht nennenswerten Vermögen noch ein altertümliches Landhaus in der Nähe von Paris, zu dem ein großer Park mit altem Baumbestand, meist Tannen, gehörte. Hier hat die Dame nun eine Ameisenzüchterei angelegt. Aus allen Gegenden des Landes bekam sie von ihren Agenten Zuchtstämme der verschiedenen Ameisenarten zugesandt. Diese siedelte sie in ihrem Park an und bald konnte sie mit Stolz auf eine blühende Ameisenkolonie blicken. Sie verkaufte sowohl die Tiere als auch nur ihre Eier (oder vielmehr Puppen) an Zoologische Gärten, Fasanerien, aber auch an Apotheken zu medizinischen Zwecken. Die eigenartige Zucht befriedigt ihre Gründerin sehr und bringt guten Erlös ein. Wie Mademoiselle Loucheur den Berichterstattern mitteilte, beträgt ihr Tagesverdienst nicht unter 200 Franks, was auch in polnischem Gelde immerhin mehr als 60 Zloty pro Tag und somit ein recht hübsches Einkommen darstellt.

*

* **Krähen als Bombenschmeißer.** In Bad Wilhelmshaven, der „grünen Stadt am Meer", wurde beobachtet, wie Krähen sich bei Ebbe große Muscheln vom Watt holten. Mit diesen flogen sie zur steinernen Uferböschung, hielten sich über dieser in drei bis vier Meter Höhe freischwebend, und ließen dann die Muschel fallen. Zersplitterte die Schale, so gingen sie hinunter, und fraßen den Inhalt auf. Zersplitterte die Schale nicht, so wiederholten sie das Spiel, bis ihr Zweck erreicht war. Bei dem ganzen „Bombenschmeißen" hatte man durchaus den Eindruck, daß die Krähen bei stärkerem Wind auch dessen Richtung berücksichtigten, damit die Muschel stets wirklich auf den Steindamm falle und nicht daneben in den Schlick, was ja niemals zu einer Zersplitterung der Schale geführt hätte. Jedenfalls verfehlten sie nicht ein einziges mal den recht schmalen Steindamm. Aber wie dem auch sei, das „Bombenschmeißen" an sich erscheint schon so wohldurchdacht, daß die Frage, ob es sich hier um eine Verstandeshandlung oder um bloßen Instinkt handelt, wohl berechtigt ist.

Lustige Rundschau

* **Das Tintenfaß.** „Das Stück hat mich ein Vermögen gekostet", zeigt Maske stolz seine Sammlung. „Hier ist ein in Italien gekauftes Tintenfaß von Otto Erich Hartleben. Sehen Sie bitte das Monogramm O. E. H." — „Irrtum!" protestiert ein Fabrikant aus Plauen, „das ist eine ganz gewöhnliche Menage." — „Erlauben Sie!" — „Bitte", zieht der Fabrikant einen Prospekt aus der Tasche. „Ich fabriziere diese Sachen selbst." — „Aber das Monogramm?" — „Ist kein Monogramm, sondern heißt: Oel- und Essig-Halter".

*

* **Mark Twain** war krank und hatte Hunger. Die Krankenschwester gab ihm einen kleinen Löffel Nährsalz. „Das ist aber wenig", sagte der Dichter. „Mehr darf ich Ihnen nicht geben." „Nun schön! Dann möchte ich etwas lesen — bringen Sie mir eine Briefmarke!"

*

* **Die schnellen Wochen.** „Wieviel verdient dein Verlobter, liebe Lissy?" — „5 Mark wöchentlich." — „Aber damit könnt ihr doch nicht auskommen?" — „Aber, Väterchen, du hast ja keine Ahnung, wie schnell die Wochen herumgehen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg